



30 bis 50 Prozent der Eltern können sich vorstellen, die Wege ihrer Kinder zu tracken, etwa mit Smartwatches.

„Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser“

Viele Eltern verfolgen ihre Kinder mit GPS-Trackern oder Smartwatches.

Welchen Einfluss das auf die Eltern-Kind-Beziehung hat, erklärt ein Entwicklungspsychologe.

Interview von Kerstin Lottritz

Der Bürgermeister der hessischen Stadt Hanau hat seit Dezember GPS-Tracker und Smartwatches mit solchen Funktionen in den städtischen Kindertageseinrichtungen verboten. Umfragen zufolge können sich 30 bis 50 Prozent der deutschen Eltern vorstellen, die Wege ihrer Kinder per GPS zu verfolgen. Welchen Einfluss solche technischen Hilfsmittel auf die Entwicklung von Kindern haben, erklärt Moritz Daum, Professor für Entwicklungspsychologie an der Universität Zürich.

SZ: Herr Daum, woher kommt das elterliche Bedürfnis, immer wissen zu wollen, wo sich das Kind gerade befindet?

Moritz Daum: Wer ein Baby bekommen

hat, weiß am Anfang immer, wo es gerade ist und was es macht. Sobald man das Kind in eine externe Betreuung in der Kita gibt und es dann irgendwann in die Schule geht, verlieren Eltern immer mehr an Kontrolle. Das ist für sie nicht einfach. Eine der größten Herausforderungen von Eltern ist es, dass sie sich mit den Kindern weiterentwickeln. Dazu gehört, dass man den Kindern zunehmend Autonomie gewähren muss. Man kann einen Dreijährigen eben nicht so erziehen wie einen 15-Jährigen. Es ist also ein ständiger Kampf zwischen Sicherheitsbedürfnis und Autonomie gewähren, den Eltern immer wieder mit sich selbst, aber auch mit den Kindern neu aushandeln müssen.

Es gibt GPS-Tracker, Uhren und Handys mit solchen Funktionen, die Eltern mehr



Sicherheit versprechen. Geht das überhaupt?

Vor allem wird damit ein Gefühl von Sicherheit bedient. Wenn ich sehen kann, dass mein Kind auch wirklich im Kindergarten oder in der Schule ist, dann ist meine Erwartung erfüllt, und ich bin beruhigt. Schlimme Ereignisse, wie der eher unwahrscheinliche Fall einer Kindesentführung, können mit Tracking nicht verhindert werden. Aber Eltern geht es auch eher um das Gefühl, reagieren zu können, wenn etwas passiert, und dann im schlimmsten Fall nicht erst suchen zu müssen, sondern den genauen Standort des Kindes zu wissen. Wenn es beispielsweise bei einem Ausflug im Wald verschwindet, kann man es so hoffentlich schnell genug finden, bevor es in einen Bach fällt und ertrinkt. Ob das dann wirklich mehr Sicherheit gibt, als dass es nur über ein beruhigendes Gefühl hinaus geht, ist fraglich.

Eltern argumentieren gerne, dass Kinder sich selbständiger bewegen können, weil sie auch die Sicherheit hätten, jederzeit ihre Eltern zu erreichen.

Die meisten Eltern sind sich schon bewusst, dass bei dem Thema eine Ambivalenz zwischen Sicherheitsgefühl und Kontrollbedürfnis besteht. Eine Studie in den USA hat beispielsweise gezeigt, dass Eltern, die ihre Kinder tracken, eine höhere Involviertheit im Elternsein zeigen. Sie versuchen, besonders fürsorgliche Eltern zu sein, was auch gut ist. Idealerweise erklären sie ihren Kindern, warum sie ihnen einen Tracker in den Rucksack stecken möchten. Andersherum müssen auch Kinder die Möglichkeit haben, zu sagen, dass sie das nicht mehr möchten. Der Dialog über das Tracking muss also bestehen bleiben. Spätestens in der Pubertät möchten Teenager nicht mehr ständig kontrolliert werden. Das geht sonst auch auf Kosten der Autonomieentwicklung.

Viele Eltern setzen heute auf einen bindungsorientierten Ansatz mit dem Ziel, dass Kinder selbständig werden. Jetzt hat gerade diese Elterngeneration offenbar ein Bedürfnis nach mehr Kontrolle. Steht das im Widerspruch?

Mit dem Größerwerden der Kinder erleben Eltern einen zunehmend eskalierenden Kontrollverlust. Wenn man es gerade

akzeptiert hat, dass das Kind allein in die Schule geht, dann kommt der nächste Entwicklungsschritt, bei dem Eltern noch mehr Kontrolle abgeben müssen. In einer Zeit, in der wir alle täglich geflutet werden von überwiegend schlechten Nachrichten, fällt es kaum noch auf, wie selten Kindern etwas Schlimmes passiert. Trotzdem haben Eltern die Möglichkeit im Kopf.

Wie wirkt sich das auf die Kinder aus?

Kinder merken es relativ schnell, wenn Eltern ständig in Sorge sind. Weil sie ihren Eltern gefallen wollen, machen sie dann eventuell Dinge, die sie eigentlich gerne ausprobieren würden, ganz bewusst nicht. Sie schränken sich in der eigenen Autonomie ein. Das ist zwar bis zu einem gewissen Grad ein Aushandlungsprozess, der wichtig ist, aber nicht überhandnehmen darf. Entscheidungen der Kinder sollten nicht durch unverhältnismäßige Ängstlichkeit der Eltern gefällt werden. Wenn Kinder nur noch versuchen, die Bedürfnisse der Eltern zu erspüren, und sich selbst dabei vergessen, würde das ihre Autonomieentwicklung hemmen.

Inwiefern?

Ein Kind möchte beispielsweise auf ein Klettergerüst klettern. Der Papa hebt es einfach hoch, dann freut sich das Kind zwar, dass es oben ist, es weiß aber nicht, wie es hochgekommen ist und wie es wieder herunterkommen kann. Kinder müssen selbst lernen, wie sie auf ein Klettergerüst kommen, und dabei die Gefahren einschätzen. Wenn sie die Erfahrung nicht machen, weil ständig um sie herumgeheliportiert wird, dann lernen sie nicht, Gefahren selbst einzuschätzen oder Lösungen zu finden.

Wie verändert das die Eltern-Kind-Beziehung?

Wer nur auf Kontrolle setzt, dem entziehen sich irgendwann die Kinder. Um mehr Autonomie zu bekommen, werden sie Wege aus der Kontrolle finden. Sie lassen dann die Uhr oder das Handy einfach zu Hause oder „vergessen“ den Rucksack mit dem GPS-Tracker irgendwo. Um auch in der Pubertät eine gute Bindung zueinander zu haben, ist es wichtig, die Eltern von Anfang an als vertrauensvoll zu erleben. Lenin soll ja gesagt haben: „Vertrauen ist gut, Kontrol-



le ist besser.“ In der Erziehung gilt eigentlich die umgekehrte Lenin-Regel: Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser. Wenn Eltern ausschließlich auf Kontrolle beharren, fehlt den Kindern die Entwicklung der Selbstwirksamkeit, die sie eigentlich bräuchten.

Wie meinen Sie das?

Kinder müssen die Erfahrung machen, dass ihre Bedürfnisse ernst genommen werden, dass es eine Wirkung hat und sie etwas erreichen können, wenn sie diese äußern. Wenn Eltern ihr Bedürfnis nach größerer Autonomie ignorieren, dann bringen sie die Kinder um die Erfahrung ihrer Selbstwirksamkeit, was ihr Selbstbewusstsein negativ beeinflusst.

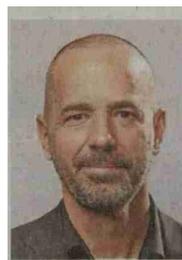
Wie können Eltern also einen Kompromiss finden zwischen dem Druck, fürsorgliche Eltern zu sein, und dem Autonomiebedürfnis ihrer Kinder?

Eltern müssen transparent ihre eigenen Gefühle kommunizieren. Damit wird nicht das Verhalten des Kindes, sondern eben

die elterliche Sorge ins Zentrum gestellt. Und das dient dann als Basis, um gemeinsam eine Lösung zu finden, wenn Kinder allein unterwegs sind und nicht mehr ständig überwacht werden wollen. Man kann dann beispielsweise verabreden, dass das Kind sich zu einer bestimmten Uhrzeit telefonisch meldet und erzählt, wo es gerade ist und wann es plant, nach Hause zu kommen. Statt zu kontrollieren, ist man im Dialog. Kinder lernen dabei: Wenn ich mich an die Regeln halte, bleibt auch meine Autonomie gewahrt.

GPS-Tracker ja oder nein?

Wenn Eltern mit ihren Kindern offen darüber kommunizieren und ihre sich verändernden Bedürfnisse ernst nehmen, dann kann Tracking von jüngeren Kindern hilfreich sein, den Spagat zwischen Fürsorge und Kontrolle zu schaffen. Das Wichtigste ist, im vertrauensvollen Dialog zu bleiben. Dann findet man, wenn Kinder älter werden, gemeinsam einen Weg, damit diese sich nicht kontrolliert fühlen.



Moritz M. Daum ist Professor für Entwicklungspsychologie an der Universität Zürich. Im Interview spricht er über technische Hilfsmittel zur Kontrolle der Kinder und darüber, wie sie die Eltern-Kind-Beziehung beeinflussen. FOTO: WAGNER